

dtv
pocket

3

Sarah Dessen

Because of you
Roman

Eins

Die E-Mails fingen immer gleich an:

Hi Auden!!

Das doppelte Ausrufezeichen ging mir jedes Mal wieder auf den Geist. Meine Mutter nannte es überflüssig, übertrieben, banal. Ich fand es einfach bloß nervig, so wie fast alles, was meine Stiefmutter anging. Heidi.

Ich hoffe, deine letzten Wochen vorm Schulabschluss sind supertoll. Uns allen hier in Colby geht es sehr gut! Die Vorbereitungen für die Ankunft deiner kleinen Schwester laufen auf Hochtouren. Seit Kurzem strampelt sie herum wie verrückt. Als würde sie da drinnen Karate trainieren! Ich habe ziemlich viel damit zu tun, mich um alles zu kümmern und das Kinderzimmer fertig einzurichten. Alles in Braun- und Rosatönen. Sieht total süß aus! Ich hänge ein Foto an, damit du es dir vorstellen kannst.

Dein Vater werkelt auch die ganze Zeit vor sich hin, vor allem nachts, weil er schwer mit seinem nächsten Buch beschäftigt ist. Ich vermute fast, ich werde ihn in Zukunft

öfter sehen als jetzt, nämlich wenn ich nachts mit dem Baby auf bin.

Ich hoffe sehr, du überlegst es dir und kommst uns besuchen, wenn du mit der Schule fertig bist. Wir hätten bestimmt viel Spaß zusammen. Komm, wann immer du möchtest. Wir würden uns sehr freuen, dich bei uns zu haben.

Alles Liebe,

Heidi (und dein Vater und das zukünftige Baby!)

Schon diese Mail-Auswürfe lesen zu müssen strengte mich an. Zum Teil lag es an dem aufgedrehten Stil – als würde dir permanent wer ins Ohr brüllen –, aber auch an Heidi selbst. Sie war einfach ... überflüssig, übertrieben, banal. Und nervig. Jedenfalls fand ich sie so, und zwar von Anfang an: Seit sie und mein Vater letztes Jahr ein Paar sowie schwanger geworden waren und daraufhin geheiratet hatten.

Meine Mutter behauptete, das Ganze habe sie nicht im Mindesten überrascht. Seit ihrer Scheidung von meinem Vater hatte sie prophezeit, dass er früher oder später »was mit einer Studentin anfangen würde«, wie sie es ausdrückte. Heidi war zwar keine Studentin, aber mit ihren sechszwanzig Jahren genauso alt wie meine Mutter, als sie meinen Bruder, Hollis, bekommen hatte; ich folgte vier Jahre später. Doch damit endeten die Gemeinsamkeiten auch schon. Ansonsten waren die beiden so unterschiedlich wie Tag und Nacht. Meine Mutter hatte einen rasiermesserscharfen Verstand, einen trocke-

nen Sinn für Humor und als Geisteswissenschaftlerin Karriere gemacht: Sie galt als *die* amerikanische Expertein für die Rolle der Frau in der Literatur der Renaissance. Heidi hingegen war ... eben Heidi. Der Typ Frau, deren Stärke darin bestand, ununterbrochen an sich selbst rum-zuzuppeln oder zuppeln zu lassen (Pediküre, Maniküre, Strähnchen färben), alles Mögliche und Unmögliche über Rocklängen und Schuhe zu wissen, und Menschen, denen all das schnurzippegal war, mit geschwätzigen E-Mails zu bombardieren.

Der Balztanz dauerte nicht lang, die Einpflanzung (wie meine Mutter es nannte) geschah binnen weniger Monate. Innerhalb kürzester Zeit verwandelte sich mein Vater aus dem Menschen, der er jahrelang gewesen war – Ehemann von Professor Doktor Victoria West und Autor eines hochgelobten Romans, seit Längerem allerdings eher für seine ständigen Querelen mit Unkollegen bekannt –, in einen frischgebackenen Ehemann und künftigen Vater eines Neugeborenen.

Zählte man seine neue Stelle als Leiter des Fachbereichs für Kreatives Schreiben am *Weymar College* hinzu, einer kleinen akademischen Bildungsstätte in einer ebenso kleinen Stadt am Meer, konnte man durchaus behaupten, dass mein Vater ein komplett neues Leben begonnen hatte. Und obwohl die beiden mich ständig einluden, sie endlich zu besuchen, war ich mir nicht sicher, überhaupt herausfinden zu wollen, ob darin noch Platz für mich war.

Aus dem Nebenzimmer hörte ich plötzlich Gelächter und Gläserklirren. Offenbar wurde eifrig angestoßen.

Meine Mutter gab eins ihrer berühmten Abendessen für die Studenten ihres Oberseminars, die immer sehr zivilisiert und förmlich begannen («Kultur ist es, was dieser Kultur so schmerzlich fehlt!«, pflegte sie zu sagen), allerdings unweigerlich in alkoholisierten, lautstarken Diskussionen über Literatur und Literaturtheorie endeten. Ich warf einen Blick auf die Uhr – halb elf –, schob mit dem großen Zeh behutsam die Tür auf, blickte den Flur entlang Richtung Küche. Meine Mutter saß, Rotweinglas in der Hand, am Kopfende – wo sonst? – unseres großen Massivholz-Küchentischs. Wie üblich hatte sich ein Trupp männlicher Magistranden und Doktoranden um sie versammelt und hing bewundernd an ihren Lippen, während sie – soweit ich es den Wortfetzen entnehmen konnte, die zu mir herübersegelten – über Marlowe und die Kultur der Weiblichkeit dozierte.

Meine Mutter war schon immer auf faszinierende Weise widersprüchlich und die Szene in der Küche war ein weiterer Beleg dafür. Mit Frauen in der Literatur kannte sie sich super aus, doch im wirklichen Leben mochte sie ihre Geschlechtsgenossinnen nicht sonderlich. Was sicher zumindest zum Teil daran lag, dass die meisten neidisch auf sie waren: auf ihre Intelligenz (sie hätte problemlos Mitglied bei Mensa werden können), ihre wissenschaftliche Karriere (vier Bücher, unzählige Artikel, ein Stiftungslehrstuhl), ihr Aussehen (groß, die richtigen Kurven an den richtigen Stellen, langes tiefschwarzes Haar, das sie meist offen trug, sodass es richtig wild aussah – das einzig Unkontrollierte an ihr). Aus diesen und ähnlichen Gründen tauchten Studentinnen selten

bei diesen Zusammenkünften auf; und wenn, kamen sie noch seltener ein zweites Mal.

»Dr. West«, sagte gerade ein Student, der sorgfältig auf ungepflegt gestylt war: billig wirkendes Jackett, Zottelhaarschnitt, angesagte Spießerbrille mit schwarzem Rahmen. »Sie sollten unbedingt darüber nachdenken, einen Artikel über diese These zu veröffentlichen. Einfach faszinierend.«

Meine Mutter trank einen Schluck Wein, strich sich mit der Hand schwungvoll die Haare aus dem Gesicht. »Meine Güte, nein«, antwortete sie mit ihrer tiefen, rauhen Stimme (sie klang wie eine Raucherin, obwohl sie noch nie in ihrem Leben an einer Zigarette auch nur gezogen hatte). »Ich habe ja nicht mal genügend Zeit, das Manuskript für mein nächstes Buch fertig zu schreiben. Und dafür werde ich wenigstens bezahlt. Sofern man das Bezahlung nennen kann.«

Mehr bewunderndes, schmeichelndes Gelächter. Meine Mutter beschwerte sich oft und gern darüber, wie niedrig das Honorar für ihre Bücher – bedeutende wissenschaftliche Werke, die bei diversen Universitätsverlagen erschienen – war, wohingegen mit »dümmlischen Hausfrauengeschichten« (ihre Worte) das große Geld gemacht wurde. Aber wäre es nach meiner Mutter gegangen, würde ohnehin jeder Mensch ausschließlich Shakespeares gesammelte Werke als Strandlektüre wählen, vielleicht noch ergänzt durch ein paar nette Heldenepen.

»Trotzdem, es ist eine so brillante Idee«, fuhr Spießerbrille beharrlich fort. »Ich könnte Ihnen vielleicht behilflich sein, als ... äh ... Koautor, meine ich.«